

STEPHAN
ABARBANELL

DAS LICHT
JENER TAGE

STEPHAN
ABARBANELL

DAS LICHT
JENER TAGE

Roman

Blessing

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage

Copyright © 2019 by Stephan Abarbanell
und Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Bauer + Möhring, Berlin

Umschlagabbildung: 169 Martyrs' Square, Beirut (5),
1970 © History and Art Collection/Alamy Stock Foto

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

978-3-89667-604-7

www.blessing-verlag.de

Für
Sophie, Julius und Sebastian

*Hello darkness, my old friend
I've come to talk with you again*

Simon & Garfunkel

I

SPRINGEN

I

Beirut, August 2015

Da lag sie, die Stadt, ockerfarben, undurchdringlich, Häuser unter milchigem Dunst. Eine Promenade am Meer, gesäumt von Palmen. Auf einer Anhöhe über dem Wasser ein Riesenrad. An den fernen Hängen das Blinkern blauer Pools, Morsezeichen des erwachenden Tages. Über dem Süden der Stadt setzte das Flugzeug zur Landung an. *Welcome to Rafic Hariri International Airport.*

Robert Landauer löste den Gurt, hob seine Reisetasche aus dem Gepäckfach, legte das Sakko über den Arm und strich es glatt. Seine Lesebrille hatte er vor der Landung immer wieder geputzt und in den Kegel der kleinen Lampe an der Kabinendecke gehalten, bis er die prüfenden Blicke seines Sitznachbarn spürte.

Footprint Travel Guides – Lebanon & Syria, den Reiseführer, den er nach vergeblicher Suche in Berlin bei einem Onlinehändler in Sussex »gebraucht wie neu« erstanden hatte, verstaute er zusammen mit der Brille in der Reisetasche. Trotz mehrfacher Anläufe war er über das Kapitel »Before you travel« nicht hinausgekommen. Nach wenigen Absätzen waren ihm, ein Finger als Lesezeichen zwischen den Seiten, die Augen zugefallen.

Ein Flughafenbus brachte ihn zum Terminal. An andere Passagiere, meist Einheimische, gedrängt, mit einer Hand die

fleckige Haltestange aus Metall umklammernd, an der anderen den Geruch abgegriffener Münzen, über ihm das Gebläse der Klimaanlage, fühlte er sich auf demütigende Weise verfrachtet. Er hatte es nicht anders gewollt.

Auf dem Gang zur Gepäckausgabe begleitete die Ankommenden eine Fotoausstellung; brennende Häuser, zerstörte Straßen, Checkpoints, ausgebrannte Panzer, MG-Nester, Frauen, die vor Schmerz und Trauer ihre Arme in die Höhe streckten: Bilder des libanesischen Bürgerkriegs. Die Fotos erst schwarz-weiß, dann in Farbe aus der Zeit nach dem Morden, als die Stadt wieder zu wachsen beginnt, ungestüm, ehrgeizig wie Rio oder Abu Dhabi, Global Money für die Zukunft, neue Straßen wie mit dem Besen gekehrt. Die diese Stadt einst zertrennende »grüne Grenze« nur noch ein Riss in der Seele derer, die nicht vergessen können.

Vor dem Flughafengebäude hielt er nach einem Taxi Ausschau, roch den Atem der fremden Stadt, schmeckte Salz auf der Zunge und spürte den Wind, der vom Meer herüberkam, sanft, schwer und heiß. Das Sakko hatte er sich über die Schultern gelegt.

Er winkte ein Taxi heran. Der Wagen hielt, der Fahrer rief ihm durch das geöffnete Fenster etwas zu. Landauer hörte, wie jemand hinter ihm lachte.

Er wandte sich um. »Gehört Ihnen«, sagte die junge Frau. Sie sprach Deutsch mit einem leichten Akzent. Landauer tippte auf den Norden Europas und fragte sich, woran sie seine Nationalität so mühelos hatte festmachen können. Natürlich – in seiner Sakkotasche steckte zusammengerollt der ungelesene Berliner *Tagesspiegel*.

»Ich bitte um Entschuldigung, ich habe Sie nicht gesehen, nehmen Sie es, bitte.« Für einen Moment standen beide unschlüssig nebeneinander.

Der Fahrer stieg aus und öffnete den Kofferraum. Er trug ein eng anliegendes, modisches T-Shirt, eine Ray-Ban-Wayfarer-Brille, sein Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden.

»Hamra, West-Beirut. Und Sie?«, sagte die Frau. Sie hatte kurz geschnittenes blondes Haar, Pixie-Cut, fast jugendlich.

»Crowne Plaza Hotel«, sagte er.

»Hamra und Hamra«, sagte der Taxifahrer auf Englisch, griff mit der einen Hand Landauers Reisetasche, mit der anderen den Koffer der jungen Frau, wuchtete sie ins Auto und hielt die hintere Tür auf. »Selber Preis«, sagte er.

Die junge Frau stieg ein, Landauer ging um den Wagen herum und nahm neben ihr Platz.

Sie nannte eine Adresse, Rue Mansour Jurdak, nahe der saudischen Botschaft. Sie schien nicht das erste Mal in der Stadt zu sein.

»Diana Towers Hotel«, sagte der Fahrer. »Und Sie, Mister, Crowne Plaza? Bei geöffnetem Fenster können Sie sich heute Abend gegenseitig aus der Zeitung vorlesen.« Sein Englisch war sicher. Er legte den Gang ein und fuhr an.

Nach kurzer Zeit hatte die junge Frau ihn in ein Gespräch verwickelt, Englisch, Französisch, ein paar Brocken Arabisch, der Fahrer parierte, als sei es Teil des Geschäfts. Sie fragte nach dem Wetter, den Flüchtlingen aus dem Nachbarland, neuen Anekdoten aus der Politik und dem stumm geschalteten libanesischen Parlament, und ob es das Restaurant Soundso im Stadtteil Gemayze noch gäbe. Nicht mehr? *Shit. Too bad.*

What a pity, sagte der Fahrer.

Merde. Sie ließ sich nicht beirren.

Landauer sah aus dem Fenster. Taxis, Lastwagen und abgedunkelte Limousinen von Mercedes, Audi, BMW oder Lexus glitten an ihm vorbei, die Kennzeichen aus Beirut, Jounieh oder Damaskus.

»Kennen Sie Beirut? Auch den Süden, al-Dahiye, das dunkle Fenster der Stadt? Haben Sie Lust auf ein Abenteuer?«

Unvermittelt hatte sie sich ihm zugewandt. Landauer wusste nicht, was er antworten sollte.

»O.k. Versuchen wir es«, sagte sie und legte dem Fahrer die Hand auf die Schulter. Ob er bereit wäre, die Stadtautobahn zu verlassen und die Route durch den Osten der Stadt zu nehmen. In Cola könne er wieder auf die Hauptstraße. Der Fahrer schüttelte bestimmt den Kopf. Sie wandte sich wieder Robert Landauer zu.

»Hisbollah-Gebiet, die ganze Gegend hier auf der rechten Seite. Ich finde, das sollten Sie sehen. An uns haben sie kein Interesse. Es sei denn, Sie sind ein saudischer Prinz, der eine Menge Lösegeld verspricht, und auf dem Weg zu Ihrer Villa in den Bergen.«

Landauer sah im Rückspiegel den Hilfe suchenden Blick des Fahrers.

»Nicht kneifen«, sagte sie.

»Sind Sie sicher, dass dieses kleine Manöver nicht leichtsinnig ist?« Er mochte die Stimme nicht, mit der er das sagte.

»Leichtsinnig?« Sie lachte und zog eine Marlboro Light heraus. »Rauchen Sie?«

Landauer verneinte, als junger Mann gelegentlich, irgendwann habe er aufgehört, er wisse nicht mehr, wann. Sie reichte dem Fahrer eine Zigarette, er betrachtete sie, steckte sie sich hinter Ohr.

»Wenn er unser *kleines Manöver* tatsächlich ausführt, dann nicht wegen einer blöden Zigarette. Und nicht für tausend Dollar. Sondern weil er ein Mann ist«, sagte sie. Der Fahrer fluchte vor sich hin, schüttelte den Kopf und nahm, ohne die Geschwindigkeit zu verringern, die nächste Ausfahrt. Der Wagen begann zu rumpeln, nachdem sie abgebogen waren und nun parallel zur Stadtautobahn in Richtung Norden fuhren. Trotz der Schlaglöcher und der herumliegenden Müllreste nahm der Fahrer den Fuß kaum vom Gas, am Straßenrand glitten Werkstätten für Lastwagen, alte Mercedes-Trucks mit Wassertanks vorbei, Frauen in schwarzen Tschadors, Stände für Gemüse und Obst. Der

Mittelstreifen war nur noch eine Spur aus Sand, Gestein, darauf leere Plastikkanister, alte Autoreifen. An den Laternenmasten hingen Bildnisse eines schwarz gewandeten, aus wachen Augen herabblickenden Mullahs. Fotos und handgemalte Plakate.

»Hassan Nasrallah. Ihn für ein Interview zu bekommen wäre für mich der Jackpot. Keine Chance. Jede Nacht ein anderes Bett. Einer der international meist gesuchten Männer. Dem südlichen Nachbarn würde es schon reichen, nur einen Arm oder ein Bein von ihm zu bekommen, bislang hat auch das nicht geklappt.«

Der »südliche Nachbar«. Israel. Auch seinetwegen war er hier und tastete in der Innentasche seines Sakkos nach dem Pass, den er sich für diese Reise neu hatte ausstellen lassen, ohne veräterische Stempel.

Ob sie genug gesehen hätten, wollte der Fahrer wissen. Ohne ihre Antwort abzuwarten, bog er nach Westen ab, Richtung Meer, wenig später waren sie wieder auf der Schnellstraße. Landauer spürte, wie die Anspannung wich. Der Kragen seines Hemdes war nass.

»Sie sind Journalistin?«

»Ich arbeite an einer Artikelserie über den neuen, sich gerade mal wieder selbst abschaffenden Nahen Osten. Ursprünglich eine kleine Reportage über die Ermordung Jitzchak Rabins und das trübe Jubiläum der Friedensverträge. Israel und die Rechten, Israel und die Palis. Aber wenn man in dieser Region einmal beginnt, ist es schwer, wieder ein Ende zu finden. Und einen Anfang auch. Lauter lose Fäden.«

»Rabin. Das ist zwanzig Jahre her. November 1995. Yigal Amir, am Platz der Könige. Drei Geschosse, selbst gebaute Dumdum. Die Ärzte hatten bei Rabin keine Chance.«

»Sie sind Arzt?«

»Nicht für so etwas.«

»Aber Sie scheinen sich in der Region auszukennen.«

»Früher einmal, ja ... vielleicht.«

Durch die Frontscheibe sah er auf einer Anhöhe das Riesenrad, das er vom Flugzeug aus entdeckt hatte. Verloren und stumm stand es dort, als wären die Schausteller längst weitergezogen und hätten das stählerne Gerüst von der Farbe getrockneten Bluts zurückgelassen, als Geschenk, als Mahnung, als Fluch.

»Hinter mir liegt eine Woche Kairo«, sagte die junge Frau. »Jetzt ein paar Tage Beirut. Anschließend über Istanbul nach Tel Aviv. Direkt geht nicht. Wenn in Israel tatsächlich einer den Mund aufmacht, geht es von da aus retour an den Schreibtisch. Amsterdam. Ressort Außen- und Sicherheitspolitik bei *deVolkskrant*. Vorne mit kleinem d, schließlich sind wir ein kleines Land und interessieren uns vielleicht auch deswegen ganz besonders für andere kleine Länder.« Sie lachte, frei und unbeschwert.

Ihr Handy klingelte, sie blickte auf das Display, ließ es wieder in die Tasche gleiten. »Mein Fotograf. Er erwartet mich im Hotel.«

Robert Landauer war froh, dass sie ihn nicht fragte, was ihn in die Stadt geführt habe. Was hätte er antworten sollen? Ein Arzt auf Abwegen? Ein Forscher ohne handfeste Hypothese? Ein Gescheiterter? Ein Verrückter. Vielleicht sogar das.

Die Frau blickte aus dem halb heruntergelassenen Fenster. Der Fahrtwind gab ihre Stirn frei. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, sie sog die Luft tief ein.

»Riechen Sie das?«

Natriumchlorid, dachte er. In der Natur in großer Menge vorhanden, größtenteils gelöst im Meerwasser mit einem Gehalt von rund drei Prozent, insgesamt $3,6 \times 10^{16}$ Tonnen. So lautete die Formel. Und mit Formeln kannte er sich aus. Zumindest hatte er das angenommen, nahezu sein ganzes Leben lang, bestätigt durch internationale Auszeichnungen, Preise und industrienahe Geld.

»Ja, das Meer«, sagte er.

»Hitze, Feuchtigkeit und Salz. Ohne den Wind wäre es hier unerträglich. Aber auf den ist in Beirut Verlass.«

Sie verließen die Stadtautobahn, bogen wenig später von der Uferpromenade rechts ab, die Straße nach Hamra stieg leicht an, der Verkehr wurde zäh. Sie standen. Hupen, Gedrängel, Polizisten auf Motorrädern, die tatenlos zusahen.

»Wassersperre«, sagte der Fahrer. »Seit gestern. Die Stadt kann nicht mehr liefern. Alle müssen Wasser kaufen, und die Tanklaster blockieren die Straßen. Wollen Sie von hier aus laufen? Geht definitiv schneller.«

Sie sahen sich an, und die junge Frau nickte. Landauer zahlte, gab großzügig Trinkgeld, und sie stiegen aus.

Die junge Frau zog ihren Koffer hinter sich her, er hatte die Reisetasche geschultert. Eine Katze hüpfte von einer Mauer und folgte ihnen. Sie kam aus der Richtung des alten, stillgelegten Leuchtturms, der zwischen den hohen Häusern Schutz zu suchen schien.

»Hier oben trennen sich unsere Wege«, sagte sie an der Einfahrt zur Rue Mansour Jurdak und wies ihm den Weg zu seinem Hotel. »Danke für den Shuttle.«

»Ich habe zu danken«, sagte er. Als er sie nach ihrem Namen fragen wollte, war sie bereits außer Sicht.

Er hatte sich von Berlin aus bei Professor Stéphane al-Soury angekündigt. Sein Kollege hatte umgehend geantwortet, er freue sich über den Besuch aus Deutschland. Sie hatten vereinbart, dass Landauer sich vom Hotel aus melden und später »zu einem leichten Abendessen«, wie al-Soury schrieb, in seinem Appartement einfinden solle. Von ihm erhoffte er sich Rat, wie er vorgehen könnte. Aber wie weit sollte, durfte er sich ihm gegenüber öffnen?

In seinen amerikanischen Jahren hatte er in Philadelphia mit dem libanesischen, um einige Jahre älteren Kollegen, der aus

einer vermögenden, levantinisch-christlichen Familie stammte, zusammengearbeitet, an der Klinik der Penn University, in der medizinischen Forschung, ohne dass sie je ein privates Wort gewechselt hätten. Trotz dessen weltläufiger Freundlichkeit, die er im Stillen oft bewundert hatte, war al-Soury ihm stets unnahbar erschienen, obwohl jeder Außenstehende sie für kollegial Vertraute hätte halten können. Einmal hatte er al-Soury geholfen und dessen Karriere gerettet, als Amerika kurz nach dem Angriff auf den Irak von der Angst vor vermeintlichen Terroristen erfasst wurde und der Professor aus dem Libanon des Landes verwiesen werden sollte. Es konnte nur ein Irrtum sein. Ein Datenfehler. Über eine Kette von Kontakten bis nach ganz oben war es ihm als Mitglied des Fakultätsrates möglich, das unvermeidlich Scheinende abzuwenden. Professor al-Soury durfte im Land bleiben und weiter lehren und forschen. Er hatte sich später nie Gedanken darüber gemacht, was die amerikanischen Behörden gegen seinen Kollegen vorzubringen gehabt hatten und ob nicht auch er bei seiner beherzten Intervention ein wenig leichtsinnig gewesen war.

In Berlin war ihm sein Kollege wieder eingefallen. Auch dass er aus einer politisch aktiven Familie stammte und das Land wahrscheinlich kannte wie kaum ein anderer. Er hatte zudem gelesen, dass al-Soury in seinem Heimatland eine politische Karriere anstrebte, als Ziel einen starken, geeinten Libanon, so der Text unter dem Logo einer von einem rot umrandeten Zeder auf der Website seiner neuen Partei.

Und Sie, lieber Kollege? Was führt Sie in unser Land? Landaudauer würde sich erklären müssen. Er suchte eine Spur, einen Anknüpfungspunkt. Aber war al-Soury zu trauen, konnte er ein Verbündeter sein in dieser Sache? Auf welcher Seite hatte er gestanden, damals, vor über dreißig Jahren?

Und würde al-Soury ihn nicht vielleicht sogar auslachen, als den sich selbst völlig überschätzenden Ausländer betrachten,

wenn er ihm den Grund für seine Reise erklärte – jemanden in dieser fremden Stadt zu suchen, den zu finden andere längst aufgegeben hatten? So viele Namenlose, Vergessene, hatten ihr Leben in diesem Land verloren, gestorben an Häuserwänden, Straßenecken, in Kiesgruben, an Straßensperren oder auf den vor Angst nass geschwitzten Matratzen ihrer Betten. So viele waren verschwunden, spurlos, wie sie. Und ausgerechnet er, ein Arzt und Forscher, der dieses Land kaum kannte, wollte sie finden!

Landauer hatte beschlossen, spontan zu entscheiden, ob er al-Soury in sein Vorhaben einweihen würde, und das Treffen mit seinem Kollegen bis auf Weiteres als eine Möglichkeit zu betrachten, den ersten Abend in einem fremden Land zumindest in vertrauter Gesellschaft zu verbringen. Dann würde er weitersehen.

Sein Zimmer lag im zehnten Stock, mit Blick über den Westen der Stadt auf das Meer. Er stellte seine Reisetasche neben das Bett. Auf dem Nachttisch lag ein Briefumschlag, darin eine Karte.

Cher Robert,

um 5 p.m. erwartet Sie mein Wagen. Ich freue mich auf ein Wiedersehen und hoffe, Sie sind gut angekommen und fühlen sich wie zu Hause.

Stéphane

Al-Soury war ihm zuvorgekommen. In der Hotelbar im einundzwanzigsten Stockwerk bestellte Landauer sich einen Kaffee und ein Sandwich. An jeder Seite des weitläufigen, die ganze Hotelfläche einnehmenden Raumes waren große, bodentiefe Fenster. Dahinter die wachsende Stadt. Er sah Arbeiter mit Helmen, un- wirklich hohe Baukräne, die sich drehten und an langen Seilen Metallträger, Fensterfassungen und schimmernde Fassadensteine in die Höhe zogen. Die Bar ging in ein Schwimmbad über, und

er beschloss, nach dem Imbiss zu trainieren, auch um die Anspannung loszuwerden. Er taxierte das Becken und hatte das heutige Soll im Handumdrehen errechnet: Seine zwanzig Bahnen in Berlin, zweimal die Woche unter Aufsicht seines Trainers Paolo, wären aufgrund der geringen Größe des Hotelbeckens zu verdoppeln, abzüglich eines Reiseerschöpfungsbonus von zehn Bahnen. Ergänzt um eine Altersermäßigung von fünf Jahren, die er sich heute selbst gewährte, schließlich war er, auch wenn man es ihm nicht ansah, achtundfünfzig. Strich drunter. »Macht fünfundzwanzig Bahnen Beirut-Maß«, sagte er leise zu sich selbst und ließ die Rechnung für Kaffee und Sandwich auf das Zimmer schreiben.

Um kurz vor fünf stand er in der Hotellobby. Er fühlte sich erfrischt und ausgeruht. Nur hatte er nicht daran gedacht, dass er seinem Kollegen al-Soury etwas hätte mitbringen sollen. Schließlich war er eingeladen.

Ein Mann im dunklen Anzug kam auf ihn zu.

»Professor Landauer?«

Gemeinsam verließen sie das Hotel. Ein schwarzer Mercedes, die Scheiben im Fond verdunkelt, erwartete sie auf dem Vorplatz. Die Wucht der Hitze überraschte ihn. In der Hamra Street vor dem Crowne Plaza stand der Verkehr. Hupen, Lärm, japanische und koreanische Motorroller, die sich an den Autos vorbeischlängelten und oft ganze Familien transportierten; vorn der Vater, hinten die Mutter, dazwischen zwei Kinder wie lebensrechte Puppen. Ihm fiel ein Mädchen auf, etwa fünf Jahre alt. Er blickte ihm nach.

An der Hotelausfahrt hockte ein Bettler. *Suri*, sagte der Mann im dunklen Anzug und öffnete eine der hinteren Türen. Am Steuer saß ein Fahrer. Der Motor des Wagens und die Klimaanlage liefen. Sie fuhren die Auffahrt hinunter, und der Mann, der nun neben dem Fahrer saß, wies noch einmal auf den Bettler, den *Syrer*.

Refugees, many, many, sagte er, griff mit der Hand hinter sich an seinen Gürtel, zog eine Pistole heraus, legte sie, nachdem er den Entsicherungsschalter kontrolliert hatte, ins Handschuhfach. Er drehte sich zu Landauer um.

»Bequem? Fahrt dauert nicht viele Minuten. Ashrafieh. Wunderschön«, sagte er in einem holprigen Englisch und wandte sich wieder nach vorn.

Landauer wusste, dass sein Kollege al-Soury in einem feinen christlichen Stadtteil wohnte. Nachdem sie der Corniche am Meer entlang gefolgt waren, beschrieb diese einen Bogen, an Hafenanlagen und der Marina vorbei Richtung Osten. Der Motor schnurrte nahezu geräuschlos. Landauer roch das Leder der Sitze und entdeckte eine Vielzahl von Knöpfen und Schaltern, deren Funktion sich ihm nicht erschloss.

Die Straße, in der Stéphane al-Soury wohnte, war von Baumkronen überdacht. Vor einem mehrstöckigen Haus, das aus einer Vielzahl großzügiger Appartements zu bestehen schien und durch einen hohen Zaun vom Fußweg getrennt war, hielten sie. Der Beifahrer, die Waffe wieder im Holster, begleitete ihn zum Eingang des Grundstücks und meldete ihn über die Gegensprechanlage an. Mit einem Summen ging das Tor auf. Ein asiatisch aussehender Butler in einer weißen, uniformähnlichen Jacke öffnete Landauer, bat ihn herein und führte ihn über eine Treppe nach oben. Durch hohe, mit alten Möbeln, Statuen, großformatigen Bildern und silbernen Standleuchtern ausgestattete Räume, alle in zarten Pastelltönen, geleitete er ihn hinaus auf eine von Windlichtern erleuchtete Loggia. Über ihnen drehte sich lautlos ein großflügeliger Ventilator.

Er hatte Stéphane al-Soury einige Jahre nicht gesehen, sein Kollege war längst emeritiert, schien jedoch kaum gealtert zu sein. Den Kopf stets geneigt, dunkle, wache, funkelnde Augen, bewegliche, feingliedrige Hände. Graublauer Anzug, offenes Hemd, schwarze Slipper, Tod's, Prada oder aufwärts.

»Wie schön, dass Sie den Weg zu uns gefunden haben. Bienvenue, cher Robert.« Er reichte ihm die Hand.

Landauer hatte vergessen, dass al-Soury seinen Namen am Penn Medical Center in Philadelphia stets französisch ausgesprochen hatte. Der Butler stand mit einem silbernen Tablett regungslos neben ihnen. Al-Soury gab eine kurze Anweisung. Der Kellner verneigte sich und kam wenig später mit einer Flasche Chateau Ksara Chardonnay Cuveé *du Pape* zurück, einem Weißwein aus der Bekaa-Ebene, wie al-Soury beim Füllen der Gläser mit einem gewissen Stolz erklärte.

Nachdem ein paar Erinnerungen an die gemeinsame Zeit in Philadelphia ausgetauscht waren, al-Soury kurz all das Schicksalhafte – *terriblement!* – zur Sprache gebracht hatte, das Robert in Amerika auf so vielfältige Weise widerfahren sei, ging es zu Tisch. An dem zur Hauswand hin gelegenen Teil der Loggia war ein Buffet aufgebaut: dicke Scheiben Roastbeef mit Kräutern garniert, geröstete Kartoffeln, wahlweise gedünstete oder eingelegte Gemüse, Salat, dazu zwei unterschiedliche Dressings. Daneben auf einem hölzernen Brett eine Auswahl verschiedener Käsesorten.

Tatsächlich wollte al-Soury, kaum hatten sie zu essen begonnen, von ihm wissen, was ihn in den Libanon geführt habe. Wo doch jetzt kaum einer den Weg hierher fände, weder die Touristen noch die reichen Scheichs, für die diese ganze Hotelpracht doch gebaut worden sei, weil sie sich auf dem Weg vom Flughafen in die Stadt nicht länger von den Schiiten und der Hisbollah ausrauben lassen wollten.

»Es war immer mein Wunsch, dieses Land zu bereisen«, sagte Landauer. Irgendetwas ließ ihn zögern, sich al-Soury anzuvertrauen. »Sie wissen, ich bin durch unseren Beruf viel herumgekommen, aber bestimmte Länder fehlen mir noch, obwohl sie auf meiner geistigen Weltkarte immer ganz groß verzeichnet waren. Und ich habe Zeit, ein kleines Privileg des Älterwerdens und

meiner gegenwärtigen Lebensumstände. « Er wunderte sich selbst, wie leicht ihm diese Lüge über die Lippen ging. Nur der letzte Satz entsprach der Wahrheit, einer schmerzhaften Wahrheit.

Al-Soury hob die Gabel, hielt inne. »Das freut mich. Allerdings sind schon viele hierhergekommen, um sich einen Traum zu erfüllen. Und fanden sich schließlich in einem Albtraum wieder.«

Stéphane al-Soury sah Landauer durchdringend an, als wüsste er genau, dass dieser ihm etwas verheimlichte, lächelte und legte ihm die Hand auf den Arm. Er begann wieder zu essen, und binnen Kurzem steckten sie tief in Fachlichem. Er sei noch immer einigermaßen *à jour*, sagte al-Soury. Obwohl, dieser rasende Fortschritt in der medizinischen und pharmazeutischen Forschung, ihm werde bei der Lektüre zunehmend schwindelig, und er sei froh, da nicht mehr mithalten zu müssen. Und überhaupt, ob die ständige Lebensverlängerung der richtige Weg sei? Er habe da Zweifel. Aber vielleicht seien dies nur die Gedanken eines langsam ins Alter abtauchenden Melancholikers, es sei nur richtig, dass er selbst, Robert, es in Berlin noch einmal wissen wolle, noch gehöre er ja nicht zum alten Eisen. Und ein Mittel gegen Alzheimer würde zweifellos einen neuen, großen Markt öffnen.

»Ich bin noch immer Wissenschaftler und Arzt, kein Geschäftsmann«, sagte Landauer. »Der Wiedereinstieg in Berlin fällt mir tatsächlich nicht leicht. Oft fühle ich mich, eine kuriose Erfahrung, wo ich nun bald sechzig werde, wie der Eleve einer neuen Zeit. Verstehen Sie das?«

»Sie wollen etwas zu Ende bringen, habe ich recht? Und den Menschen auf diesem Wege endgültig die Gnade des Vergessens rauben«, sagte al-Soury schmunzelnd. »Nur zu!« Viele würden ja heute so alt, dass sie den Kasten da oben, er tippte sich an die Stirn, lange bräuchten. Vor allem die Jungen mit ihrer Aussicht auf eine halbe Ewigkeit Leben.

»Ich komme aus einer anderen Zeit, da war das Leben oft kurz. Viel zu kurz«, sagte er und strich die Serviette glatt, die auf seinem Schoß lag. Für einen Moment schienen ihn Gedanken, Bilder davonzutragen.

Der Kellner war immer wieder an den Tisch getreten und hatte ihnen Wein nachgeschenkt, zum Hauptgang einen schweren Roten, auch aus Ksara.

Sie hoben erneut die Gläser und sahen sich an. Al-Sourys Augen funkelten, als wollte er sagen, »noch heute Abend werden Sie mir Ihre Geschichte erzählen, werter Kollege«. Dann tranken sie und setzten die Gläser wieder ab.

»Willkommen im Libanon, Robért«, sagte al-Soury, winkte mit der Serviette den Butler heran, der, einer Statue gleich, neben dem Buffettisch stand und auf das lautlose Kommando hin zum Leben erwachte. »Sie können abräumen, Joachino. Und bringen sie uns Arak, den besten, den wir haben.«

Berlin, wenige Wochen zuvor

Vor dem Bekleidungsgeschäft am Tauentzien warteten große schwarze Wagen in der Sonne. Oberklasse, getönte Scheiben, ein Maybach, ein Porsche mit geöffnetem Verdeck. Alle im Parkverbot. Der Turm der Gedächtniskirche, nur wenige Hundert Meter entfernt, war mit einem Baugerüst eingekleidet, Landauer konnte sich nicht erinnern, die Kirche jemals ohne Gerüst gesehen zu haben. Die Sonne brannte schon jetzt, aber für die kommenden Tage hatten die Zeitungen »Sahara-Hitze« angekündigt: Berlin, sechsendreißig Grad. Als er aus der noch kühlen, von der Zeit der Kutschen erzählenden, hohen Eingangshalle seines Wohnhauses in der Giesebrechtstraße getreten war, hatte er die ausgebleichte Baseballkappe mit der Aufschrift *Philadelphia* aufgesetzt. Er mochte die Hitze, verband sie Berlin doch mit Madrid, Sydney, Hongkong, Philadelphia und New York, seiner Welt. Oder der Welt, die bis vor wenigen Monaten noch seine gewesen war.

Aus dem Augenwinkel nahm er vor dem Geschäft einen kleinen Smart wahr, am Steuer eine junge Frau. Er sah ihr Profil. Sie trug einen Hidschab, dazu eine langärmelige Tunika, hatte die Augen geschlossen und den Kopf zurückgelehnt, als schlafe sie. Ein silbernes Auto mit dem Brabus-Logo. Er betrat das Geschäft durch eine Schleuse aus Wind, zögerte, nahm dann die Roll-

terrasse in den ersten Stock. Hätte er dem schwarz uniformierten Wachmann an der Tür sagen müssen, dass er den kleinen Wagen in der Sonne und die schlafende junge Frau im Auge behalten solle?

An der Warenausgabe legte er die Auftragsbestätigung vor. Eine zierliche, dunkelhaarige Mitarbeiterin nahm sie entgegen, hielt sie sich vor die Nase wie eine schwer zu entziffernde Wegbeschreibung und verschwand hinter einem Vorhang.

Mit dem Anzug über dem Arm tauchte sie wieder auf. »Jetzt wird er passen«, sagte sie, legte ihn auf einen Bogen Seidenpapier, strich ihn mit dünnen, langen Fingern glatt, die Nägel rot lackiert, befühlte noch einmal den Stoff, das Seidenpapier raschelte. *Aleyna Demirel* las er auf ihrem Namensschild. Er sah ihr zu, wie sie den Anzug zusammenlegte, stellte sich ganz plötzlich vor, er würde noch einmal, wie wenige Tage zuvor, den Laden betreten, nur diesmal Arm in Arm mit dieser Aleyna, geborgen in einem Kokon selbstverständlicher Sorglosigkeit. Die junge Frau würde geduldig vor der Kabine auf ihn warten, ihn betrachten, berühren, bis sie gemeinsam das Richtige für ihn gefunden hätten. Sie würden zusammen wieder gehen, zu ihr nach Hause, eine Wohnung in Steglitz, kleiner Balkon, die Zimmer aufgeräumt und sauber, eine Mischung aus IKEA-Katalog und Mädchenzimmer. Aleyna würde für ihn kochen, ihn bitten, den Wein aufzumachen, und durch die geöffnete Küchentür von sich und ihrem Tag erzählen, lauter himmlische, tröstende Belanglosigkeiten. Im Bett würde sie das Licht löschen, ihn sanft auf den Hals küssen und sagen, schlaf gut, Robert.

»Ihre Unterschrift, unten rechts.« Er war irritiert von dem geschäftsmäßigen Ton seiner Aleyna, suchte auf der Abholbestätigung das kleine mit Kugelschreiber gezeichnete Kreuz und unterschrieb.

»Ein schöner Name«, sagte sie. »Ich habe einen Vetter in Lindau.«

Er sah auf. »Landau, nicht Lindau. Beide Orte liegen in Bayern.«

»Landauer, klar«, sagte sie, lächelte verlegen und reichte ihm den Abholschein.

»Danke«, sagte er und ging. Den Wagen vor dem Eingang hatte er längst vergessen.

Als er auf die Straße trat, sah er eine Menschentraube. In ihrer Mitte der Wachmann des Kaufhauses. Er drängte sich an den Schaulustigen vorbei. Die Türen des Wagens waren noch immer geschlossen, ein Fahrradbote mit kurzen Hosen und tätowierten Waden hatte die Hände über die Augen gelegt und spähte durch die Seitenscheibe hinein. Er zog am Türgriff, der Wagen war nicht abgesperrt. Der Bote wandte sich um und rief: »Ist hier einer Arzt?«

Landauer blieb stehen. Er war Forscher, schon lange ohne ärztliche Praxis.

»Bitte lassen Sie mich durch«, sagte er, schritt durch die kleine Gasse aus Schaulustigen, trat neben den Fahrradboten und beugte sich in den Wagen hinein. Die Hitze darin war unerträglich.

»Benötigen Sie Hilfe?«, fragte er die junge Frau.

Sie öffnete die Lippen, formte Worte, aber er konnte nicht verstehen, was sie sagte.

»Ich werde Sie jetzt berühren«, sagte er und legte ihr die Hand an Hals, Stirn und Puls. »Können Sie mich verstehen?« Sie nickte. »Sind Sie in der Lage, die Augen zu öffnen?« Nichts geschah. »Wir werden einen Rettungswagen rufen.«

»Nein, bitte nicht«, sagte sie. Jetzt öffnete sie die Augen und sah ihn an.

»Aber Sie müssen aus dem Wagen raus.«

Der Fahrradbote reichte ihm wortlos eine ungeöffnete Flasche Mineralwasser. Als die junge Frau die Flasche sah, schüttelte sie den Kopf.

»Trauen Sie sich zu, mit meiner Hilfe auszusteigen?«

Der Schweiß rann ihm von der Stirn, er spürte, wie sein Hemd nass wurde. Die Menschen waren weitergegangen, der Wachmann hatte sich wieder dem Ladeneingang genähert, blickte aber weiterhin zu ihnen herüber, der Fahrradbote war noch da.

»Kommen Sie, helfen Sie mir«, sagte Landauer zu dem Fahrradboten, griff über die junge Frau hinweg und stieß die Fahrertür weit auf. Ein Luftzug ging durch den Wagen, die Frau atmete tief aus. Sie hatte ebenmäßige Zähne, am linken Mundwinkel Reste von Lippenstift. Sie mochte Anfang zwanzig sein.

»Ein paar Minuten nur ... bitte ...«, sagte sie und schloss die Augen, als wartete sie nur darauf, dass irgendeine Kraftquelle im Inneren ihres Körpers wieder zu arbeiten begann.

»Sie sollten etwas trinken«, sagte Landauer.

Das Funkgerät des Boten krächzte, er antwortete. »Ich muss weiter«, sagte er, »die Flasche lasse ich Ihnen da.« Er stieg auf sein Rad, grüßte mit dem Finger am Helm und fädelt sich in den Verkehr ein.

»Sie werden kaum alleine weiterfahren können«, sagte er.

»Delbrückstraße. Keine fünf Minuten«, sagte sie.

»Im dehydrierten Zustand sollten Sie auf keinen Fall selbst fahren. Ich könnte Sie mitnehmen.«

»Nein, nicht nötig.« Sie suchte den Zündschlüssel, der noch immer im Zündschloss steckte, fand ihn nicht, beugte sich zur Seite, suchte erneut.

»Können Sie auf den Beifahrersitz rutschen?«

Der Wagen war leicht zu bedienen, nur beim Anfahren gab Landauer zu viel Gas.

»Ein Rennwagen«, sagte er. Die junge Frau, die nun neben ihm saß, den Kopf zurückgelehnt, lächelte.

»Ein Geschenk«, sagte sie. »Vater mag es nicht, wenn ich die Öffentlichen nehme oder mit dem Fahrrad unterwegs bin.«

Hinter dem großen Kreisel, wo ein aus Beton gefertigter Cadillac im Boden steckte, bogen sie rechts in die Königsallee ein. Vorbei an Villen und dem Mahnmal, das an die Ermordung Walther Rathenaus erinnerte, fuhren sie Richtung Delbrückstraße. Immer wieder sah Robert Landauer zur Seite, um sich zu vergewissern, dass die junge Frau noch bei Bewusstsein war.

Sie bogen in die Straße ein, und sie wies auf eine große Villa, aus der Zeit des preußischen Klassizismus, nur Zaun und Lampen schienen später hinzugekommen zu sein und wollten nicht so recht zu dem erhabenen Anwesen passen. Auf Masten installierte Überwachungskameras, in der Einfahrt zwei Wagen, blendend weiß, eine große Limousine und ein SUV.

Er stellte den Motor ab und reichte ihr den Schlüssel.

»Danke«, sagte sie, jetzt wieder ein wenig bei Kräften. »Wollen Sie ein Taxi? Ibrahim kann Ihnen eines bestellen. Es tut mir leid, dass ich Sie in diese Situation gebracht habe.«

Er winkte ab, ein paar Meter zu Fuß würden ihm guttun, er würde sich später ein Taxi heranwinken. Aus dem Kofferraum nahm er den Anzug, den er dort abgelegt hatte, und gab der jungen Frau eine Visitenkarte.

Die junge Frau ging langsam die Treppen zum Eingang hinauf, die Karte in der Hand, die Tür öffnete sich, und ein kräftiger, dunkelhäutiger Mann lugte heraus, sah nach rechts und links und ließ sie hinein.

Es war ein ungewöhnlicher Brief, unfrankiert und ohne Absender, die Adresse in etwas zu großen Buchstaben und mit einem Füller geschrieben. Am Abend, als er aus dem Labor kam, fand er ihn im Briefkasten. In der Küche nahm er ein Messer aus dem Block und schlitzte den Umschlag auf.

In Amerika hatte er zahlreiche solcher Briefe von Unbekannten erhalten, man hatte ihm geraten, sie zu ignorieren oder gleich an seinen Anwalt weiterzuleiten. Verrückte drohen, aber sie schießen nicht. Er mochte mit Tribalon vielen Menschen geholfen, Blutwerte verbessert, Leben erleichtert und verlängert haben, aber einigen wenigen war seine Forschung zum Verhängnis geworden. So hatte es die international renommierte Fachzeitschrift *Reports in Medicine* formuliert. Eine Patientenorganisation hatte die Sache aufgegriffen und den Mann hinter Tribalon ins Visier genommen.

Er ging an den Kühlschrank, schenkte sich ein Glas Mineralwasser ein, trank es in wenigen Zügen aus, nahm die Karte aus dem Umschlag und setzte die Brille auf.

Professor,

Sie haben meinen Dank verdient. Ich würde mich freuen, Sie morgen gegen Abend empfangen zu dürfen.

Fouad Tamimi

Eine Visitenkarte fiel heraus. Delbrückstraße. Ach ja, die junge Frau. Er hatte ihr seine Karte gegeben. Eine Einladung also, keine Drohung. Er war erleichtert, wollte sogleich absagen, eine E-Mail-Adresse stand ebenfalls auf der Karte. Er klappte den Computer auf, alles nicht der Rede wert, er sei schließlich immer noch Arzt.

Fouad Tamimi, so hieß der Mann. Der Name machte ihn neugierig, er wollte wissen, an wen er schrieb, und war überrascht, wie viel er über ihn fand; zum einen eine arabisch-deutsche Erfolgsgeschichte, eine Hymne auf Tamimi, wichtiger Träger des Berliner Wirtschaftslebens, in den Neunzigern sogar mit einer Medaille der IHK ausgezeichnet; zum anderen Berichte über eine drohende Anklage und über fragwürdige Geschäftsmethoden, Gewaltanwendung. Schließlich die Intervention der Ausländerbeauftragten des Senats, als sich eine große Tageszeitung wieder einmal auf die Litani GmbH bezog, einseitig und mit Stereotypen durchsetzt. Der deutsche Diskurs über das Gute und das Fremde.

Er las weiter. Tamimis Firma war offenbar über die Jahre zu einem kleinen Imperium herangereift, ein Mischkonzern des Geldes, weit über Berlin hinaus bekannt, dabei immer den Kernauftrag im Fokus: Inkasso. Geld eintreiben, gegen Provision. Nicht schön, aber erlaubt. Er entdeckte einen Hinweis, den manch anderer überlesen hätte, der ihn aber aufmerken ließ. Der Name Tamimi tauchte in einem Fachaufsatz auf und war mit einer Fußnote versehen. Ein Rechtswissenschaftler hatte eine längere Abhandlung über juristische und völkerrechtliche Aspekte der wichtigsten Migrationswellen in Berlin seit 1945 geschrieben, mit dem Fokus auf die Jahre 1982 bis 1983. Fouad Tamimi, da stand er, auf Seite hundertzweiunddreißig, mit der Fußnote siebenundzwanzig versehen. Landauer scrollte weiter, bis er am Ende des Textes die Fußnote fand.

27)

Fouad Tamimi, 1982 mit der ersten arabischen Fluchtwelle (Libanon/Palästina) in die geteilte Stadt gekommen. Hoher wirtschaftlicher Eigensinn, früher und nachhaltiger Erfolg in der Selbstständigkeit. Nur schwache Rückbindung an den Glauben (Islam) und traditionelle Familienstrukturen (Clans). Zitat: »Unsere Herkunft ist nicht so wichtig wie unser Ziel. Es gibt in dieser Stadt vielleicht wenig offene Arme, aber es gibt Hände, die arbeiten wollen. Wenn man uns lässt.« 2004.

Er beschloss, die Einladung anzunehmen und auf dem Rückweg vom Labor bei Tamimi vorbeizufahren. Er öffnete den elektronischen Kalender, schrieb in die 18-Uhr-Zeile: *Rettungsaktion Tamimi, Nachsorge* und klappte das Gerät wieder zu.

Am nächsten Abend parkte er den Wagen im Grünwald auf Höhe der Villa. Die Sonne verschüttete ihr spätes Gold über den Baumkronen. Die Straße war ruhig, leises Vogelgezänk war zu hören, im Garten das Klackern eines Rasensprengers. Es würde erneut eine heiße Nacht werden. Das Haus musste einst von einem Großindustriellen gebaut worden sein, Jahrhundertwende. Es wirkte stimmig in seinen ausladenden Proportionen, nur durch eine Renovierung vor nicht allzu langer Zeit hatte es verloren, die Ziegel der angebauten Garage waren zu hell und glänzend, die neu angebrachten Kandelaber links und rechts des Eingangs missraten.

Ein junger Mann stand auf einer Trittleiter, polierte das Dach eines vor dem Garagentor geparkten Vans, schwarze Scheiben, an der Beifahrertür in Silber die Aufschrift »Escalade«. Landauer klingelte, hörte ein Summen, und das schmiedeeiserne Tor ging auf. In der Haustür erwartete ihn der große, dunkelhäutige Mann, den er bereits gesehen hatte, als er die junge Frau nach Hause brachte, und bat ihn wortlos herein.

In der Halle war es kühl, sie hatte eine von kleinen Fenstern

durchsetzte Kuppel, Lichtbahnen zeichneten sich am Boden ab. Die Wände waren aus hellem Marmor oder geschliffenem Sandstein, bilderlos. Aber in einer großen Bodenvase ein ausladender Blumenstrauß, der seinen Duft im Raum verströmte. Zwei orientalisches anmutende Stühle standen neben dem Bogen, der den Weg zu den nach hinten gelegenen Räumen freigab. Landauer blickte durch die lange Flucht des Flures in den Garten hinaus.

»Sie also sind der Mann, der meine Tochter gerettet hat. Eigentlich hätte ich *Sie* aufsuchen müssen und nicht Sie mich. Aber ich wollte Sie nicht erschrecken. Ein Fremder vor Ihrer Tür, was hätten Sie denken sollen?« Fouad Tamimi musste sich von der Seite genähert haben. Er streckte die Hand aus, lachte und wies in Richtung Garten.

Tamimi war ein paar Jahre älter als er, maßgeschneiderter Anzug, kräftige Augenbrauen und ein leicht ergrauter Schnauzbart. Der Mann, der die Tür geöffnet hatte, folgte ihnen mit wenigen Schritten Abstand.

»Der einzige Schatten, der nicht kühlt«, sagte Tamimi, als er bemerkte, dass Landauer sich umwandte, berührte seinen Arm und wies auf einen der wuchtigen Sessel, die vor dem Fenster platziert waren.

Auch hier keine Bilder an den Wänden. Nur ein Wandteppich über einer Sitzgruppe, zwei rechtwinklig angeordnete, breite Sofas mit verschiedenen bunten Decken und Kissen. Es roch nach frischem Kaffee. Baklavas in unterschiedlichen Formen standen auf einem runden Beistelltisch.

»Bitte setzen Sie sich, Professor.«

Eine Frau mit weißer Schürze kam herein, auf dem silbernen Tablett nur eine Tasse, dazu Milch und Zucker.

»Mögen Sie ihn orientalisches? Süß oder ungesüßt? Oder einen deutschen Filterkaffee? Dann bekommen Sie Arabica.« Er lachte erneut.

»Arabica klingt gut«, sagte Landauer.

»In ein paar Tagen haben wir es geschafft. Ich kann nicht behaupten, dass Allah in mir den besten Partner hat, aber der Ramadan ist uns in der Familie heilig. Layla nimmt sich in diesen Tagen immer zu viel vor. Unterwegs, unterwegs. Und diese Hitze! Als hätte jemand Damaskus an die Spree verlegt. Ab jetzt wird Ibrahim sie begleiten.«

Er wies mit dem Kopf auf den kräftigen, dunkelhäutigen Mann, der im Türrahmen stand, die Hände auf Gürtelhöhe verschränkt.

»Ich möchte Ihnen danken, für die, wie sagt man ...?« Tamimi schien beim Reden ein Gedanke gekommen zu sein, der ihn kurz ablenkte. »... Hilfsbereitschaft. Das meine ich. Und ein großes Herz.« Er legte eine Hand auf die Brust und neigte den Oberkörper vor.

Er habe nur das Notwendige getan, sagte Landauer. Layla sei dehydriert gewesen, daher der Schwächeanfall. Schließlich sei er Arzt.

»Und ein großer Wissenschaftler«, sagte Tamimi.

Landauer war erstaunt, wie gut Tamimi über ihn Bescheid wusste.

»Ich bin das, was wir in unserer Forschung einen Kinetiker nennen«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte Tamimi, lächelte und wurde dann ernst. »Sie sind in der Lage, vorherzusagen, was passiert, wenn wir ein Medikament einnehmen. Und wenn es ein neues ist, wissen Sie alles darüber, bevor es die Menschen in die Hand bekommen, und können sie im Ernstfall warnen. Doch manches, was uns gesund machen sollte, macht uns krank. Auch das ist das Leben.«

»So in etwa«, sagte Landauer. Er spürte eine leichte Unruhe. War es ein Fehler gewesen, die Einladung anzunehmen?

»*Kannst du kein Stern am Himmel sein, so sei eine Lampe im Haus*, so sagt man bei uns, daran habe ich mich immer gehalten«,

sagte Tamimi. Es schien erneut in ihm zu arbeiten, so als hätte Landauers Anwesenheit etwas in ihm ausgelöst.

Tamimi lehnte sich zurück. »Sie sehen, ich habe mich über Sie, den Retter meiner Tochter, erkundigt. Und Sie werden das Gleiche getan haben, was mich angeht. Und dennoch sind Sie gekommen. Hören Sie nicht auf das Geschwätz, das Sie über mich gelesen haben. Wer arbeitet, energisch und erfolgreich ist, löst Reaktionen aus. *Ma fi shajara hazzaha l hawa*, sagt man bei uns. *Es gibt keinen Baum, der noch nicht von einer Brise geschüttelt wurde.*« Er machte eine Pause. »Ich bin sicher, Sie verstehen das.« Seine Stimme senkte sich. »Ihnen wird nicht gefallen haben, was man in Amerika über Sie geschrieben hat. Ich habe sogar das Wort Mörder gelesen. Menschen können heute schreiben, was sie wollen, und niemand hält sie auf.«

Newsletter Nr. 12 der landesweit agierenden Patientenorganisation NEWLife, Ausgabe vom Januar 2014, erster Absatz. *Können Ärzte zu Mördern werden?* So lautete die Überschrift. Darunter sein Foto. Er hatte den Text immer wieder gelesen.

Tamimi hatte sich gut vorbereitet.

»Ich hoffe, Sie haben gute Anwälte.«

»Denke schon. Ich bin nur erstaunt, wie viel Zeit Rechtsstreitigkeiten brauchen. Selbst wenn man gewinnt, hat man bis dahin alles verloren.«

»Nur die Anwälte gewinnen immer«, sagte Tamimi und lachte. Dann wurde er wieder ernst.

»Sie werden den Artikel gefunden haben, in dem mein Name steht. Damals wollte dieser Wissenschaftler, ich weiß nicht mehr, wie er heißt, für mich und meinen Fall Verständnis erwirken, wo doch jeder sagte, diese Flüchtlinge aus dem Libanon würden sich nie eingliedern lassen. Araber, Schlitzohren, Sozial-schmarotzer. Das ist nicht wahr. Ich wollte kein Mitleid und will es heute nicht, ich will nur Gerechtigkeit. Je älter ich werde, desto mehr.«